

Peter Anselm Riedl (Hrsg.): Die Gebäude der Universität Heidelberg. Berlin/Heidelberg/New York 1987. 2 Bände mit zus. 942 Seiten, 621 Abbildungen und 4 Faltpänen.

„*Semper apertus*“, die Festschrift der Universität Heidelberg zu ihrer 600-Jahr-Feier, umfaßt mit den Bänden 5 und 6 auch eine weitreichende Darstellung der Universitätsgebäude. Unter dem hier angezeigten Titel ist diese auch als Einzelveröffentlichung erschienen, gewidmet dem Andenken des in jenem Gedenkjahr, 1986, verstorbenen Denkmalpflegers Peter R. Anstett. Herausgegeben vom Ordinarius des Kunsthistorischen Instituts der Universität Heidelberg, Peter Anselm Riedl, sind im Textband eine Reihe von Einzelbeiträgen versammelt, ergänzt durch Faltpänen, Abbildungen von Plänen, historischen und aktuellen Ansichten im Tafelband. Als Zusammenfassung größerer wissenschaftlicher Arbeiten ist das Werk für die denkmalpflegerische Arbeit eine wichtige Hilfe.

Geschichte und Gegenwart der Universität stehen im Bestand ihrer Gebäude vor aller Augen. Doch schon 1903 hatte Fritz Hirsch sein kleines Buch „Von den Universitätsgebäuden in Heidelberg“ zugleich einen „Beitrag zur Baugeschichte der Stadt“ genannt, und etliche der in dem vorliegenden Sammelband aufgenommenen Arbeiten fanden in den „Veröffentlichungen zur Heidelberger Altstadt“ des Kunsthistorischen Institutes Platz: ersichtlich ist die Grenzziehung zwischen baulicher Entwicklung der Universität im einzelnen und der Stadt als ganzem schwer, wenn nicht undurchführbar, und so ist der Inhalt des Bandes, wie der Titel andeutet, zu allererst eine Bestandsaufnahme der heute im Besitz bzw. Nutzung der Universität stehenden Gebäude (Bauten, die in einem weiteren Sinn die Stadt als Universitätsstadt bezeichnen – die Stätten des akademischen Gottesdienstes, die Verbindungshäuser, die Wohnhäuser der Professoren –, stehen außerhalb

der Betrachtung). Die kunstgeschichtliche Sicht des Stoffes folgt einem Rahmen, der der Lesbarkeit der Einzelbeiträge zugute kommt: die baugeschichtliche und beschreibende Darstellung mündet jeweils in eine kunstgeschichtliche Würdigung. Die Fülle der Kapitel freilich scheint auf den ersten Blick zu verwirren: der Leser sollte die Stadt ein wenig kennen, bevor er im Inhaltsverzeichnis (teils nur Anschriften einzelner Gebäude ohne ältere oder heutige Funktionsbezeichnung) und in der dichtgedrängten Bilderfolge im Tafelteil den roten Faden zu ermitteln sucht. Den gibt es durchaus: es gilt das Prinzip einer topographisch-historischen Abfolge, die vom Kern – der Alten Universität – ausgeht und zu den Universitätsbauten außerhalb der Altstadt führt. Um diese Ordnung besser zu erkennen, wäre es hilfreich gewesen, den Faltpan zur altstädtischen Bebauung mit seiner sehr sparsamen Beschriftung (ganz wenige Straßennamen, vierstellige Kennnummern für die Institutsbezeichnungen von heute) topographisch ausführlicher zu halten und zugleich thematisch zu ergänzen, denn das heterogene Bild, das die ursprünglich als Universitäts- oder Ordensbau, als Geschäfts- oder Privathaus errichteten Gebäude der Universität im Blick auf ihre jeweilige Entstehungszeit bieten, verstellt die Sicht auf die bauliche Entwicklung der Universität im engeren Sinn. Dieses Problem ist nicht neu. Schon im badischen Inventarband der Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Heidelberg, 1913, hatte Adolph von Oechelhäuser einen eigenen Abschnitt zu den Universitätsbaulichkeiten – natürlich noch ohne die Neubauten des 19. Jahrhunderts – eingerichtet und war dabei deutlich der Schwierigkeit einer Darstellung nach ursprünglichen Bauaufgaben ausgesetzt gewesen. Zugleich hob der Inventariseur in weitgefaßtem kulturgeschichtlichem Ansatz kurfürstliche Residenz und Universität als Grundlage der Blüte dieser Stadt hervor, ergänzt von der umgebenden, im 19. Jh. entdeckten Landschaft.

Als Oechelhäuser solches schrieb, wurde übrigens gerade diskutiert, ob die Universität überhaupt in Heidelbergs Altstadt bleiben könne. Ihr Hauptsitz war (und ist bis heute) das Kollegiengebäude („Alte Universität“), die in der Folge des Stadtbrandes von 1693 gebaute Domus Wilhelmina. Die mit der Reorganisation der Jahre 1804–1808 verbundene räumliche Ausweitung bediente sich der Gebäude der zuvor aufgehobenen Klöster. Während die Kollegiengebäude der Jesuiten zur Universität gezogen wurden, legte die Übernahme des früheren Dominikanerklosters in der damaligen Vorstadt durch die Medizinischen Kliniken die Grundlage für den ersten vollständigen Neubau im vorigen Jahrhundert, den der Anatomie (1846–1849) im ehemaligen Klostergarten. Daran schloß sich in der 2. Hälfte

des 19. Jh. die Neubebauung für naturwissenschaftliche Institute bis zum Friedrich-Ebert-Platz hin an. Die Kaserne im Marstallhof konnte schon 1818 von der Universität bezogen werden. Ein weiterer altstädtischer Schwerpunkt bildete sich erst um 1950 aus, als u. a. die Theologische Fakultät Gebäude im Bereich des Karlsplatzes nutzen konnte. Wie in anderen Städten auch, geboten die speziellen Erfordernisse der Medizinischen Kliniken eine Ausdehnung über die alten Stadtgrenzen hinaus: seit 1869 wurde auf Bergheimer Flur das Klinikum gebaut, das 1933 mit der Chirurgischen Klinik auf das Neuenheimer Feld (seit 1911 als Erweiterungsgelände in Aussicht genommen) jenseits des Neckars übergriff und hier als erster Abschnitt eines ausgreifenden Bebauungsplanes (L. Schmieder, 1932) verwirklicht wurde. In der Innenstadt waren hingegen mit dem Ankauf des „Musäums“ (1901), dem Bau der Universitätsbibliothek (1903) und dem Umbau des Jesuitenseminars (1907) faktisch Entscheidungen für das Verharren und den Ausbau der zentralen Universitätsgebäude und den Domizilen der Geisteswissenschaften getroffen worden. Doch erst eine Denkschrift von 1927 (Rektorat Friedrich Panzer) stellte den seit 1911 geltend gemachten praktischen und finanziellen Erfordernissen auch ideelle Gesichtspunkte entgegen, die für einen Verbleib dieser Zentren in der Heidelberger Altstadt sprachen. Der Bau der Neuen Universität (1929–1936) auf der Südseite des Universitätsplatzes ist in diesem Sinne ein Bekenntnis auch für die Tradition der Universität im Herzen der Stadt. Diese bei manchem Für und Wider bis heute gültige Entscheidung mußte im städtebaulich besonders sensiblen Altstadtbereich einige Neu- und Erweiterungsbauten nach sich ziehen, die im Sinne des historischen Stadtbildes nicht nur Beifall finden konnten.

Die in groben Strichen hier skizzierte Entwicklung ist in Annette Krämers Einführung („Die bauliche Entwicklung seit 1803“) in gebotener Ausführlichkeit als Grundlage der weiteren Beiträge zu lesen. Den Reigen der Universitätsgebäude selbst leitet die Darstellung der Alten Universität ein (Sabine Juschka). Mit Aula, Senatssaal und dem Sitz des Rektorats steht der barocke Bau an der Stelle des nach 1588 gebauten Casimiranums und damit zugleich in der Nachfolge der Gründungsbauten der Universität. Anstelle eines Neubaus, den sich 1886 die Universität erhofft hatte, wurde damals vor allem die Aula dieses Gebäudes ausgestaltet. Als „bedeutendstes historisches Ensemble in Heidelberg und eines der interessantesten seiner Art in Deutschland“ (S. 82) gewürdigt, ist dieser die damals 500jährige Geschichte der Universität repräsentierende Raum in Bild und Text hervorgehoben. Nicht weniger beherrschend tritt die benachbarte Neue

Universität in Erscheinung, errichtet als neues Hauptgebäude (D. Griesbach, A. Krämer, M. Maisant). War zunächst daran gedacht, das Neue Kolleg (das vormalige Musäum) in eine Gruppe mehrerer Neubauten einzubeziehen, forderten die obwaltenden Umstände alsbald eine Umplanung zugunsten des einheitlichen großen Baukörpers in der Mitte der Altstadt. Über die Frage des traditionellen oder konservativen Entwurfs und seine städtebauliche Auswirkung ist seinerzeit viel gestritten worden. Wer wollte verkennen, daß der im Spannungsfeld der baukünstlerischen Bekenntnisse der Zeit entstandene Heidelberger Neubau vielschichtig angelegt ist: stilistische Innovation in der Stadt und zugleich bewußtes Archaisieren, Gegenbild gegen das barocke Ensemble des umgebenden Platzraumes wie Strukturierung des altstädtischen Baugefüges durch einen weiteren Großbau: die Verfasser zeichnen in ihren kunstgeschichtlichen Bemerkungen diese Linien mit Sorgfalt nach, ohne zu verschweigen, daß mit Hilfe weniger Accessoires das sich sachlich gebende Pathos dieses Gebäudes der totalitärstaatlichen Inszenierung des Universitätsjubiläums von 1936 entgegenkommen konnte.

Vom Grundsatz her sind die 1693 verlorengegangenen Altbauten der Universität nicht Gegenstand dieser Veröffentlichung. Der Umstand, daß das an den Universitätsplatz nach Osten hin anschließende Quartier als Teil der Jesuitenniederlassung (seit dem 1. Viertel des 18. Jh.) 1827/28 wieder der Universität zufiel, erlaubt Sigrid Gensichen gleichwohl, einige Auskünfte zu den spätmittelalterlichen Bursen in diesem alten Kernbereich der Universität zu geben. Der vorhandene Bestand ist in erster Linie ein Beleg für die Bautätigkeit der Heidelberger Jesuiten. Diese steht auch im Mittelpunkt der Beiträge von Waltrud Hoffmann (ehem. Seminarium Carolinum) und Elda Gantner (ehem. Jesuitenkolleg, ehem. Landgericht). Zur Urheberschaftsfrage des Landgerichtes (1847/49) äußert sich die Verfasserin in Heft 21 der genannten Veröffentlichungen zur Heidelberger Altstadt etwas eingehender.

Ein Hauptstück unter den Beiträgen ist natürlich der Aufsatz zur Universitätsbibliothek, verfaßt von Ulrike Grammbitter-Ostermann, in Weiterführung ihres Buches zum Lebenswerk von Joseph Durm (1984). Die städtebauliche Leistung Durms, die in seiner raumstiftenden Zurücknahme der Bebauungsflucht gegenüber der Peterskirche (und auch der wohlüberlegten Stilwahl in bezug auf diesen mittelalterlichen Bau) besteht, wird durch einen Lageplan (Abb. 133) verdeutlicht. Wie schon die vorangehenden Beiträge enthält auch dieser Abschnitt Hinweise zur denkmalpflegerischen Situation, u. a. zum beklagenswerten Abbruch des Herzstückes der Bibliothek, dem Lesesaal (1954/55).

Die Verfasserin hebt zu Recht die Grundsätzlichkeit der Frage hervor, ob eine Rekonstruktion des Saales denkmalpflegerisch zu rechtfertigen wäre (Anm. 21; das seinerzeit beschädigte Treppenhaus, das inzwischen wieder hergestellt ist, war immerhin in seiner Raumhülle erhalten geblieben). In den kunstgeschichtlichen Bemerkungen wird der Frage nach dem Verhältnis des höchst repräsentativen zweigeschossigen Südteils (Verwaltung, Katalog- und Lesesäle) zu dem nach einem „Skelettprinzip“ errichteten fünfgeschossigen Magazintrakt nachgegangen. Den Magazinteil als „richtungweisend“ anzusehen, bietet indessen Schwierigkeiten: schon der Entwurf Schinkels für eine Bibliothek (1835), die Universitätsbibliothek in Halle (1878) und Greifswald (1882) zeigen die pfeilerartig aufgelösten Bibliothekswände, wie sie für Entwürfe des frühen 20. Jh. (O. Wagner für die Universitätsbibliothek in Wien, 1910, u. a.) wichtig werden. Welchen anschaulichen Charakter auch Durm diesem Entwurfsprinzip beimaß, kann aus der Gestalt der Hoffronten in Heidelberg abgelesen werden: Im Blick aus dem Lese-(Katalog-)Saal heraus ergibt sich eine Prospektwirkung, wie sie auch in der Aufteilung der Hoffläche (Brunnen nach Norden hin ausgerückt) erkennbar wird. Indem die Einheitlichkeit des Fassadenbildes vom Blick aus dem Lesesaal heraus abhängig ist, trägt die funktionale Neuordnung, die gegenwärtig mit dem Bau des unterirdischen Magazins im Gange ist, zu einer Änderung der Wirkung dieser Architektur bei: nicht mehr die Einheitlichkeit der Hofbebauung, sondern – mit der inneren Südfront – die Ambivalenz des Gebäudes erscheint dann im Blick.

Diskussionsstoff bergen auch die unter Hinzuziehung der Denkmalpflege errichteten Neubauten im Altstadtbereich: das Seminargebäude Grabengasse/Sandgasse, 1974–1978 (Gabriele Kranz), das neue Kollegienhaus – dem Weinbrenners Kasernenbau von 1806 weichen mußte – (Ute Fahrbach), auch das Haus Karlstraße 16 (Christiane Prestel). Die Ergebnisse waren in mancher Hinsicht Kompromisse zwischen zunächst unterschiedlichen Vorstellungen. Indem die Bearbeiter mit der Beschreibung der Neubauten auch deren Auswirkungen auf das Stadtbild benennen, leisten sie einen Beitrag zum Thema des Neubaus in historischen Altstädten. Ein 1962–1964 geplantes Hörsaalzentrum zwischen Graben- und Sandgasse blieb der Altstadt erspart. In welchem Maß es gerade auf die exponiert im Stadtbild liegende Originalsubstanz ankommt, wird am Wissenschaftlich-Theologischen Seminar (Markus Weis) deutlich, wo das Haus Hauptstraße 230 bis zu einem gewissen Umfang erhalten werden konnte. Am Seitenflügel ist das Louis-Seize-Portal des alten Hauses Plankengasse 2 bewahrt geblieben („kunsthistorisch wertvoll“ und nun-

mehr trostlos vereinsamt in einem Neubau, dessen Dächer sich ersichtlich leichter der „Dachlandschaft“ im Blick vom Schloß herab auf die Stadt einfügen). Vorzügliche Innenausstattungen haben sich im Bereich des Karlsplatzes im Gebäude der Heidelberger Akademie (Christiane Prestel) und im Gesellschaftshaus der Universität (Haus Buhl; Elfriede Akaike, P. A. Riedl) erhalten.

Mit den auf dem Gelände des vormaligen Dominikanerklosters und südlich davon errichteten Institutsgebäuden (Bettina Albrecht) ist ein besonders eindrucksvoller Bestand originärer Universitätsbauten erhalten. Die Abb. 289 u. 298 zeigen die Planung von Heinrich Hübsch für den dann 1866–1869 abgeändert errichteten Friedrichsbau, dessen höchst wirksam auf die Hauptstraße bezogene Dreiflügelanlage einen unübersehbaren Bedeutungszuwachs der Naturwissenschaftlichen Institute belegt.

Das Alt-Klinikum in Bergheim nimmt in seinem Kernbereich einen wichtigen Platz im deutschen Krankenhausbau ein. Jutta Schneider hebt den Charakter der Gesamtanlage des Klinikums hervor und schließt in ihrer den überaus umfangreichen Stoff beispielhaft bändigenden Darstellung mit der Erwartung, daß die dem Klinikum bis zum Beginn des 20. Jh. eigene Großzügigkeit durch eine „schrittweise Beseitigung des baulichen Wildwuchses“ wieder gewonnen werden kann. Hatte Friedrich Ostendorf mit dem neuen Physikalischen Institut (Barbara Auer), das als erster Universitätsbau auf das rechte Neckarufer verlegt wurde, noch unmittelbar an die spätbarocke Architektur der Stadt anknüpft, so ist bei der 1919–22 auf dem Platz des Botanischen Gartens neben dem Alt-Klinikum erbauten Medizinischen Klinik (Ludolph-Krehl-Klinik) ein anderes stilistisches Bild zu beschreiben: Im Wandel von Erstplanung (1914) zur Ausführung zeigt sich sicher nicht nur „das Ergebnis weiterer Planvereinfachungen“, sondern auch eine bemerkenswerte stilistische Korrektur: nicht mehr die Vorstellung barocken Schloßbaues (Thomas Hofmann verweist auf das hier um 1700 geplante Residenzschloß), sondern frühklassizistische Formen, Weinbrennerzitate, bestimmen die Fassadengliederung.

Vor dem Kapitel zum Neuenheimer Feld „nach 1945“ verfaßt von Ansgar Schmitt, beschreibt Eva-Maria Schroeter den seit den 50er Jahren von mannigfachen Veränderungen betroffenen Botanischen Garten, der hier seit 1914 als 8. Anlage seiner Art in Heidelberg besteht. Die Chirurgische Klinik, 1932–39 gebaut und seinerzeit als die „modernste Chirurgische Klinik der Welt“ gefeiert, ist ein Kapitel für sich (Dieter Griesbach und Mechthild Maisant). Aufschlußreich ist der Vergleich der Planphasen vom Februar zum März

1933 (Abb. 470 u. 471), die zu den nur geringfügig abgeänderten Baukörpern statt der zunächst geplanten Flachdächer nunmehr Walmdächer und eine vermehrte Sprossenteilung der Fenster zeigen. Weniger die Standortfrage (Neuenheim oder das Altklinikum mit seiner Mischbauweise von älteren Bauten) dürften für diese Abwandlung des Entwurfs wesentlich gewesen sein; vielmehr kann sie als eine unmittelbare Reaktion auf die „Machtergreifung“ auch anderenorts beobachtet werden. (Ergänzend sei hier auf den Beitrag von Dorothea Mußgnug, Die Universität Heidelberg zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft, in: *Semper apertus*, 3.

Band, S. 464–503, verwiesen.) Die Verfasser schließen ihren Beitrag mit einer Analyse der künstlerischen Ausstattung des Gebäudes.

Neben der Landessternwarte auf dem Königsstuhl (Teda Schmidt-Neiryneck) ist die 1919–1922 gebaute Orthopädische Klinik bei Schlierbach (Sylvia Kreutz) von besonderem Interesse. Wenn auch die städtebaulich wirksame Gruppierung der „Vielzahl von Baukörpern“ die Anlage nach wie vor trägt, haben doch „die zahlreichen nachträglichen Erweiterungs- und Ergänzungsbauten aus der Orthopädischen Klinik ein eher chaotisch anmutendes Konglo-

merat gemacht“ (S. 584) – ein hartes Urteil, das zu denken gibt. Keine Frage: auch die Bauten vor und nach der Jahrhundertwende sind empfindlich gegenüber der Vielfalt denkbarer, im einzelnen vermutlich immer von den Notwendigkeiten der Praxis her zu rechtfertigender Eingriffe. Solche Störungen im Erscheinungsbild werden von den Abbildungen im Buch eher ausgeblendet als eingefangen, sicher im Bestreben, die architektonischen Leistungen selbst kundzugeben. Ein Kapitel über die künstlerische Ausstattung der Universität seit 1945 (P. A. Riedl) schließt die 44 Beiträge des Bandes ab.

Peter Findeisen